

Der französisch-algerische Krebs

„Die“ Pieds Noirs gibt es nicht –
warum eine gemeinsame Vergangenheitsbewältigung so schmerzhaft ist

MARTINA ZIMMERMANN*

Ironie des Schicksals oder Zufall? *Enrico Macias* wohnt in Paris direkt gegenüber der Agentur der algerischen Fluggesellschaft Air Algérie: „Jeden Morgen schau ich hinüber“, sagt er mit dem singenden Akzent der Algerienfranzosen. „Und ich sage mir: Ich werde mein Land wiedersehen, bevor ich sterbe.“ Der 67-jährige Sänger ist ein internationaler Star und ein Symbol für die so genannten „Pieds Noirs“. *Enrico Macias* kam als *Gaston Ghrenassia* in einer jüdischen Musikerfamilie in Constantine im Osten Algeriens zur Welt. Damals, 1938, wird er in ein französisches Département hineingeboren, in ein Land, das ab 1830 von Frankreich kolonisiert wurde. 1954 bricht der Krieg um die Unabhängigkeit aus, mit Guerillakämpfen, Anschlägen und Terror. *Gastons* Onkel wird 1961 von Partisanen der nationalen Befreiungsfront, der FLN („Front de la Libération Nationale“), getötet. Auf dem Schiff „Ville d’Alger“ verlässt der Musiker daraufhin gemeinsam mit seiner Frau seine bisherige Heimat: „Auf dem Boot habe ich das Lied ‘Adieu mon pays’ komponiert.“ Das Lied symbolisiert Exil und Heimweh nach dem Land und dem Leben unter der Sonne. Doch zunächst singt *Gaston* es auf Pariser Cafétterrassen und in Cabarets. Als er seine erste Platte macht, wird aus *Gaston Ghre-*

nassia Enrico Macias (sein richtiger Name erscheint der Plattenfirma als „zu kompliziert“). Im Oktober 1962 tritt *Enrico Macias* in einer Sendung über die Rückwanderer aus Algerien im Fernsehen auf. Seine „lailailai“ und sein Loblied auf „die hübschen Mädchen meines Landes“ sind Balsam auf die Seele der Algerienfranzosen. Diesen Pieds Noirs verdankt er die ersten Erfolge, die ab 1964 zur internationalen Karriere werden.

Über den Ursprung des Wortes „Pied noir“ herrscht Uneinigkeit: Eine These besagt, dass sich die Europäer selbst Pieds noirs nannten, in Anlehnung an einen wilden und stolzen Indianerstamm in Amerika. Eine andere Theorie besagt, dass die Truppen des den Kolonialherren trotzens *Emirs Abdelkader*, die rote Stiefel trugen, den Namen „Schwarzfüßler“ für die französischen Soldaten mit ihren schwarzen Stiefeln erfanden. Das „Historische Wörterbuch der französischen Sprache“ datiert den Begriff Pieds Noirs auf 1901: Damals seien die (oft algerischen) Heizer auf den Schiffen wegen ihrer von Kohle schwarzen Füße „Pieds Noirs“ genannt worden. Zwischen den beiden Weltkriegen wurde der Begriff dann herabsetzend für die Algerier im Allgemeinen verwandt. Ab 1955 veränderte sich der Sinn des Wortes und bezeichnete

* *Martina Zimmermann*, Paris-Info, lebt als freie Journalistin in Paris.

die Franzosen, die in Algerien geboren waren. Zwischen März und Juli 1962 verließen 600 000 Algerienfranzosen ihre Heimat. 200 000 folgten in den Monaten nach der Unabhängigkeit des Landes. Mit diesem Exodus ging das Wort in den allgemeinen Sprachgebrauch über. Die 100 000 Muslime, die in der französischen Armee gedient hatten, wurden „Harkis“ oder „muslimische Hilfstruppen“ genannt. 20–30 000 von ihnen konnten nach Frankreich fliehen, wo sie in Lagern ein trauriges Schicksal erwartete, von den Franzosen als Araber verachtet, von den Algeriern als Verräter. Von denen, die in Algerien blieben, wurden im Sommer 1962 viele ermordet.

Sieht man von den Harkis ab, wurden nach dem Algerienkrieg alle als Pieds Noirs bezeichnet, die das Land verließen: Die Franzosen, die Kinder der spanischen und italienischen Einwanderer in Algerien, und auch die algerischen Juden, obwohl ein Teil von ihnen lange vor der französischen Kolonialherrschaft im heutigen Algerien lebte und sich in dem Begriff Pied Noir nicht wiedererkennt. Die Juden waren 1870 per Dekret (namens Cremieux) zu französischen Bürgern gemacht worden. Auch wenn ihnen unter der Vichy-Regierung vorübergehend die Staatsbürgerschaft entzogen wurde und sie wie die Muslime als „Eingeborene“ galten, waren sie über mehrere Generationen hinweg assimiliert worden. Andere Juden waren aus Europa nach Algerien eingewandert.

Sterben für ein französisches Algerien?

Françoise Mesquida ist die jüngste von vier Töchtern eines spanischen Pied Noir und einer Französin. Ihr Leben änderte sich am 26. März 1962. Gerade war der Waffenstillstand in Évian unterzeichnet worden, der die Unabhängigkeit Algeriens de facto besiegelte. Françoise Mesquida war damals zwölf Jahre alt. Die Eltern waren einem Aufruf zur Demonstration im „eingekesselten Viertel Bab El

Oued“ gefolgt. Der Vater kam alleine zurück, mit der Handtasche der Mutter, die voller Blut war. „Vater weinte und wurde von anderen Männern gestützt. Wir fragten: Wo ist Mama? Er antwortete, sie ist verletzt. Da meinten die Leute, die ihn begleiteten: Du musst es ihnen sagen. Es war wie ein Alptraum.“ Ihre Mutter war eines von 46 Opfern, die die Schüsse der französischen Armee forderten. 200 Menschen wurden verletzt. „Meine Mutter war Französin“, so Françoise Mesquida verbittert. „Sie hatte Papa in Frankreich kennen gelernt. Ich bin in Bab El Oued geboren, und meine Mutter ist dort gestorben.“

Eine Rückblende: Als am 1. November 1954 eine Verschwörergruppe algerischer Nationalisten von der FLN mit einer Serie von Attentaten zum bewaffneten Kampf übergeht, erklärt der damalige Innenminister François Mitterrand, Algerien gehöre zu Frankreich, es könne daher keine Verhandlungen mit den Rebellen geben. So weitet sich der Aufstand zum Krieg aus. Die IV. Republik überlebt die Auseinandersetzungen um Algerien nicht. Erst General de Gaulle bekommt die Lage in den Griff. „Je vous ai compris!“ ruft der General im Juni 1958 von einem Balkon im Zentrum Algiers: „Ich habe Euch verstanden.“ Mit diesen bewusst doppeldeutigen Worten beruhigt de Gaulle die aufgewühlte Bevölkerung, darunter Françoise Mesquidas Vater, der im Kinderzimmer das Porträt des Generals aufhängt.

Als das französische Volk am 8. Januar 1961 die Verhandlungspolitik de Gaulles in einem Referendum bestätigt und für die Selbstbestimmung Algeriens stimmt, ist das Poster bereits verschwunden. Die Europäer, die für ein französisches Algerien sind, versuchen in Algier vergeblich, die Armee zur Rebellion zu bringen. Ein Putschversuch von vier Generälen scheitert am 21. April 1961. Daraufhin gründen den Rechtsextremen nahe stehende Offiziere und Oberste die „Organisation de l'Armée Secrète“, kurz OAS, die von nun an mit Attentaten und Sabotageak-

ten ein französisches Algerien durchsetzen will. Von den sich verraten fühlenden Europäern Algeriens setzen viele ihre letzten Hoffnungen auf die OAS: „Die Pieds Noirs standen hinter der OAS, weil es sonst niemanden gab, der ihnen sagte, er werde ihre Wohnung und ihre Habe verteidigen“, erklärt der Historiker Benjamin Stora. „Das waren Südländer, die sich für Meer und Sonne interessierten und nicht für in Paris ausgearbeitete Parteiprogramme.“

Vater Mesquida war Lehrer: „Er war für die Integration der Araber“, verteidigt ihn die Tochter, „aber dafür, dass Algerien französisch bleibt.“ Nach dem Tod der Mutter verließ die Familie das Land mit vier Goldtalern, mit denen sie die OAS unterstützt hatte und die nun zurückerstattet wurden. Vater und Töchter lebten von nun an im bisherigen Ferienhäuschen in Nordfrankreich. „Wir wurden beleidigt“, erinnert sich die *Françoise Mesquida*, die sich damals ihren Akzent abgewöhnte. „In der Schule behandelte man uns als ‘dreckige Araber’.“ Doch das Schlimmste war für *Françoise* der Verlust der Mutter. „Ich bekam sogar zu hören, dass es meiner Mutter recht geschehe, wenn sie getötet wurde.“

Françoise Mesquida hat ihre idyllische Kindheit während der Kriegsjahre in Algerien, den Tod ihrer Mutter und den unfreundlichen Empfang in Frankreich 40 Jahre später im Buch „À la porte de l’oued“ niedergeschrieben. „Werde ich sterben, ohne ein Pardon gehört zu haben?“ lautet ihre Frage an den französischen Staat.

Die OAS und die Geschichtsschreibung

In der OAS in Oran aktiv war der Vater von *Jean-Pierre Rondeau*. Der Sohn, der 1962 15 Jahre alt war, erlebte den Krieg als „Abenteuer“. Als rechte Hand seines Vaters passte er bei Versammlungen auf, änderte die Namen auf Straßenschildern, um die Polizei irre zu führen, zerschlug Straßenlampen, damit Polizei

und Militärs die versteckten Waffen nicht sahen ... 1962 schickte der Vater dann zuerst die Familie in die Vendée nach Frankreich. Er selbst kam nach dem 5. Juli nach, denn es hatte in Oran eine Jagd auf Algerienfranzosen stattgefunden. „Vater stand bereits in einer Schlange von Menschen, die umgebracht werden sollten“, erzählt *Jean-Pierre Rondeau*, „als ein Algerier durch den Flur auf ihn zukam und fragte: Was machst du hier?“ Der Algerier rettete dem Mann das Leben, obwohl er als OAS-Anhänger politisch sein Feind war.

Jean-Pierre Rondeau ist heute Finanzexperte mit einem schicken Büro auf der Pariser Place de la Madeleine. Wie viele Pieds Noirs in den letzten Jahren kehrte auch er 2002 zum ersten Mal nach Algerien zurück, besuchte seine Heimatstadt Oran. *Rondeau* ist Vorsitzender mehrerer Vereine von Pieds Noirs. Er kämpft für eine Entschädigung für ihre verlorenen Güter (ein symbolischer Franc würde ihm reichen, wichtig ist ihm, dass ihre Opfer für Frankreich anerkannt werden). *Rondeau* protestiert im Namen der Pieds Noirs, weil im neuen elektronischen Pass als Geburtsland „Algerien“ eingetragen wird. „Jedesmal, wenn wir in die USA reisen, haben wir bei jeder Kontrolle Schwierigkeiten!“ Das im Februar verabschiedete Gesetz, das vorsieht, in den Schulen die positiven Aspekte der Kolonialherrschaft zu lehren, geht ihm nicht weit genug. Er ist mit dem, was in den Geschichtsbüchern steht, ohnehin nicht einverstanden, von dem, was die Medien berichten, ganz zu schweigen: „Im Fernsehen heißt es jeden Abend, Frankreich hat gefoltert. Schauen Sie in die algerischen Medien, alle Zeitungen spucken auf Frankreich, den Kolonialismus, unsere Geschichte. Ich will nicht sagen, alles war schön, aber wir wollen ein Gleichgewicht.“ *Benjamin Stora* ist für *Jean-Pierre Rondeau* nicht objektiv.

Und doch ist *Stora* ein angesehener Historiker, der sich speziell mit der algerischen Geschichte auseinander gesetzt hat: „Sie ver-

achten mich, weil ich auch von dort komme und sage, die Unabhängigkeit Algeriens war unvermeidbar und notwendig“, so Benjamin Stora auf die Kritik gewisser Pieds Noirs. „Von dieser Feststellung ausgehend kann man diskutieren, vielleicht wurde die Unabhängigkeit schlecht gemacht, es gab Ungerechtigkeiten, Übergriffe der FLN, die Situation der Harkis etc. All das muss verurteilt und in seiner Komplexität gesehen werden.“ Doch den grundlegenden Unterschied zu den von der „Nostalgeria“ Befallenen mache seine Haltung zur Kolonialherrschaft aus. „Wenn ihr meint, es hätte so weitergehen müssen, da bin ich nicht einverstanden.“

Viele dieser Nostalgiker leben heute in Südfrankreich, manche von ihnen verstärken die Wählerschaft des rechtsextremen Front National. „In Frankreich gibt es die alte Tradition der versteckten Rechtsextremen“, erklärt Benjamin Stora. Die nicht bewältigte Vichy-Vergangenheit will, dass nach 1945 alle Widerstandskämpfer der Résistance waren. Die, die hinter Vichy standen, konnten sich nicht äußern. „Zur Algerienfrage hingegen können die lautstark reden. Das ist eine ultranationalistische Tradition, die das verlorene Empire bedauert.“

„Die“ Pieds Noirs gibt es nicht. Jean-Pierre Rondeau sagt, sobald zwei Pieds Noirs zusammenkommen, gründen sie drei Vereine. „Die Mitglieder der extremen Organisationen machen fünf Prozent der Pieds Noirs aus“, behauptet Georges Morin, der mit dem Verein Coup de Soleil diese Statistik erstellt hat. Georges Morin ist auch Pied Noir. Den Journalisten wirft er Schlamperei vor, weil die sich nur an die extremen Organisationen wenden würden. „Und diese Leute haben Antwort auf alles“, erklärt er. „Wenn Sie nach der Sexualität der Pinguine im 18. Jahrhundert fragen, werden Ihnen diese Leute im Namen von zwei Millionen Pieds Noirs sagen, was sie von der Sexualität der Pinguine im 18. Jahrhundert denken.“ Die einzige Gemeinsamkeit aller Pieds Noirs ist das Trauma von

Krieg und Exil, doch das reicht nicht, um Links- und Rechtsextreme, Putzfrauen und Millionäre in eine homogene Gruppe mit gemeinsamen Forderungen einzuordnen.

Benjamin Stora unterrichtet an der Universität Paris VIII die Geschichte des Maghreb und der französischen Kolonisation. Seit 1990 ist er in der Direktion des Maghreb-Europa-Instituts. Er hat mehrere Dokortitel, unter anderem in Geschichte und Soziologie, und Auszeichnungen für seine Doktorarbeiten. Stora wurde 1950 in Constantine in Algerien in einer jüdischen Familie geboren. Er betrachtet sich insofern nicht als Pied Noir, weil seine Vorfahren lange vor der Kolonialgeschichte in Algerien lebten. Wie die anderen Franzosen verließen aber auch seine Eltern 1962 die Heimat. „Meine Eltern kannten Frankreich nicht“, erinnert sich Benjamin Stora. „Sie hatten große Angst vor der Zukunft.“ Er war zwölf, als er mit der 16-jährigen Schwester und den Eltern in Frankreich ankam. Sechs Monate lang lebte die Familie mit anderen Verwandten, insgesamt 30 Personen, im Haus eines Onkels in Montreuil im Pariser Vorort. Dann zogen sie in eine Zweizimmerwohnung um, bevor sie 1964 eine Sozialwohnung in einem anderen Vorort, in Sartrouville, bekamen. Der Vater fand Arbeit bei einer Versicherung, die Mutter wurde Fabrikarbeiterin und blieb es bis zu ihrer Rente. „Mein Weg ist sehr typisch für uns Kinder damals“, meint Stora. „Die Assimilierung ist ein recht klassischer Weg für Flüchtlingskinder. Wir sprachen arabisch, wir waren im Grunde wie Einwanderer. Aber wir mussten unbedingt in die Republik hinein, Prüfungen bestehen, studieren, nicht auffallen.“

„Der Koffer oder der Sarg“ hieß es 1962. Doch manche Pieds Noirs blieben in ihrer Heimat. „Kein Mensch hat sie vertrieben“, so Georges Morin über seine flüchtenden Landsleute. „Die Propaganda der OAS besagte, wenn Algerien unabhängig werde, werden alle Franzosen umgebracht.“ Georges Morin war 1954, als der Krieg ausbrach, zwölf Jahre alt.

Auch er lebte in Constantine. Die allermeisten Europäer lebten in den großen Städten, vor allem in Algier und Oran. Sie waren keine Gutsbesitzer, sondern Friseure, Verkäufer, Handwerker, Arbeiter, Lehrer oder Postbeamte. Constantine war die drittgrößte Stadt: „Wir Christen und Europäer waren in Constantine in der Minderheit“, erinnert Morin. „Es gab eine sehr starke jüdische Gemeinschaft, und die Muslime waren in der Mehrheit.“ In seiner Jugend feierte er christliche, jüdische und muslimische Feste. „Das war vielleicht eine idyllische Vision vom Glück eines kleinen Jungen“, sagt Georges Morin heute. Denn je älter er wurde, desto mehr begriff er die Ungerechtigkeit des Kolonialsystems. In den französischen Départements lebten eine Million Christen und Juden als Franzosen und neun Millionen Muslime als Bürger zweiter Klasse. Albert Camus entdeckte 1937 die Misere in den Bergen der Kabylei und schrieb in einer Reportage, dass man in Algerien an Hunger starb. Die Europäer in den Großstädten wussten nichts von der Misere auf dem Land, und sie wollten nichts davon wissen. Sie gingen mit Muslimen auf die Schule, lebten in denselben Vierteln, wie der spätere Literaturpreisträger (von 1957), der in Algier aufwuchs. Die Mutter von Albert Camus war übrigens Putzfrau. Allerdings hatte sie als Putzfrau gegenüber dem reichsten Algerier ein Privileg: Das Wahlrecht als vollwertige Bürgerin.

Symbol der Kolonialherrschaft

Das Kolonialsystem ist für Georges Morin das „Drama“ der Pieds Noirs: „Wir waren das lebende Symbol einer ausländischen Besatzung, einer Kolonisierung, für die wir uns nicht verantwortlich fühlten“, analysiert er. „Als ich 1942 in Algerien geboren wurde, fühlte ich mich nicht verantwortlich für die Entscheidung Karls X., Truppen in Algerien landen zu lassen.“ Seine Mutter war Krankenschwester, sein Vater Ingenieur im Brücken-

und Straßenbau. „Wir hatten nicht im Geringsten das Gefühl, etwas Schlechtes zu tun.“ Georges Morin hätte sich gewünscht, dass Europäer und Juden im unabhängigen Algerien bleiben, bedauert noch heute, dass es keine politische Lösung gab wie später im Südafrika von Mandela und de Klerk: „Das war ein schrecklicher Bruch, ein Trauma, eine Zerissenheit.“ Dass sich viele Pieds Noirs „wie Austern in ihre Erinnerungen“ verschlossen, verstand Georges Morin erst, als er 1966 selbst nach Frankreich zum Studieren kam: „Wenn ich Leute aus dem rechten Lager traf, hieß es, du Armer, was euch die gemeinen Araber angetan haben.“ Und für die Linken waren die Pieds Noirs „schmutzige Kolonialherren.“ Die einzigen, die bereits vor dem Krieg die Ungerechtigkeit des Kolonialsystems erkannt hatten, waren die Kommunisten, manche Linke und engagierte Christen gewesen, aber auch für diese waren die Pieds Noirs Instrumente dieses ungerechten Systems. „Wie soll ein kleiner Junge, der in die Schule geht mit seinen zwölfjährigen Kameraden, alle Schuld der Welt auf sich laden?“ fragt Georges Morin. Seine Eltern blieben bis Ende der 1970er Jahre in Algerien; Georges Morin ist heute Kulturreferent im Rathaus von Gières bei Grenoble, wo er auch Partnerschaften mit algerischen Städten in die Wege geleitet hat.

„Was die Deutschen und die Franzosen bei solchen historischen Passiva gemacht haben, müssten Franzosen und Algerier auch schaffen“, wünscht sich Georges Morin und setzt ein „Inschallah“ hinzu (wenn Gott es will beziehungsweise Allah). Gemeinsam mit Maghrebinern gründete er den Verein „Coup de Soleil“ (Sonnenstich), um die Beziehungen unter den Menschen, die aus dem Maghreb stammen, zu verbessern. Auf einem Kolloquium ließ er ehemalige französische Soldaten, einen Historiker der Pieds Noirs, einen der Harki und den algerischen Historiker Mohamed Harbi, der einst zur FLN gehörte, gemeinsam diskutieren. Frankreich kön-

ne nur „vom algerischen Krebs genesen“, wenn die Geschichte aller auf den Tisch gebracht wird.

Als die nationale Befreiungsarmee im Juli 1962 in Algier einmarschiert und das Volk die Unabhängigkeit feiert, belaufen sich die Verluste auf algerischer Seite auf Hunderttausende von Menschenleben. In den darauf folgenden Wochen kehren die restlichen Algerienfranzosen ins Vaterland zurück. Am 15. Juni 1964 ziehen die letzten französischen Truppen aus Algerien ab. Ein Luftwaffenstützpunkt bleibt noch bis 1968 erhalten. Die zwei Millionen Soldaten, die in Algerien gekämpft haben, werden nie mit Medaillen ausgezeichnet, Frankreich wird aber nie auch nur die geringste Schuld zugeben. Einer der härtesten Entkolonisierungskonflikte des 20. Jahrhunderts soll möglichst schnell verdrängt und vergessen werden. Doch die Spuren im kollektiven Bewusstsein sind die Ursache für Probleme der heutigen Gesellschaft. Denn neben dem Erbe der Algerienfranzosen und der Juden des Maghreb gibt es in Frankreich heute schätzungsweise drei bis fünf Millionen muslimische Maghrebener, von denen viele französische Staatsbürger sind. Die verschiedenen Bevölkerungsgruppen wollen alle zu einer Nation gehören! Den Grund für den heutigen Rassismus sieht *Georges Morin* in der Vergangenheit. „Die Schwarzen erleiden den ordinären, paternalistischen Rassismus, aber gegenüber den Maghrebenern und vor allem den Algeriern ist er aggressiver. Und man vermischt alles, Algerienkrieg und Ben Laden.“

Schmerz des Exils, Konkurrenz der Communities

Jean-Pierre Lledo kam 1993 nach Frankreich, weil er in Algerien als Intellektueller von islamischen Fundamentalisten bedroht war. Seine Mutter war Jüdin, sein Vater katholisch, er kam 1947 in Tlemcen in Algerien zur Welt. Er ist ein Beispiel für die Komplexität einer

Identität: Bis zur Unabhängigkeit war er Pied Noir und Jude, auf jeden Fall Franzose, danach wurde er Algerier, weil seine Eltern 1962 in Algerien blieben. Sein Vater war Kommunist und für die Unabhängigkeit gewesen, und er beantragte die algerische Staatsangehörigkeit, während der Rest der Familie mit den anderen Algerienfranzosen nach Frankreich gegangen war. In den 1970er Jahren gehörte Jean-Pierre Lledo dann als Filmemacher zu einer Organisation, die gegen die Bevormundung der mittlerweile zur Einheitspartei gewordenen FLN kämpfte. Nach den Unruhen 1988, als die Armee auf die algerische Jugend geschossen hatte, war Lledo Gründungsmitglied des „Komitees gegen Folter“. 1993 kam er nach Frankreich, nachdem Freunde und Kollegen von Fundamentalisten ermordet worden waren. Auch in Frankreich drehte Jean-Pierre Lledo Filme, die sich um Algerien drehten. Zu den Vorführungen kamen ehemalige Soldaten, Pieds Noirs, Kinder von Harki, arabische oder kabyllische Einwanderer und ihre Kinder. „Es war, als ob ich wieder Bande knüpfte mit der Gemeinschaft, in der ich aufgewachsen war“, erzählt der Filmemacher.

Als er auf einer Podiumsdiskussion sagte, er sei seit 1993 im Exil, stand eine Frau auf und rief: Sie sei es seit 1962! „Das hat mich bestürzt, und ich begann, den Schmerz des Exils zu verstehen.“ Denn in Algerien hatte er nur erlebt, wie mit Stolz auf Kampf und Unabhängigkeit das Selbstverständnis des jungen Staates aufgebaut worden war. „Nun stand ich Kindern von Harkis gegenüber und verstand ihr Leid.“ Sein jüngster Film, „Algérie mes fantômes“, zeigt die Identitätssuche des Regisseurs, der sich mit der französisch-algerischen Vergangenheit auseinandersetzt und dank der verschiedenen Protagonisten seines Films wie in einem Puzzle ein multikulturelles Algerien entstehen lässt, das es in dieser Form nie gegeben hat. Sein Film endet an dem Abend, an dem die *Équipe de France* die Fußballweltmeisterschaft gegen Brasi-

lien gewinnt. „Ich gehe durch Paris und bin neidisch auf Paris, als ob Paris den Traum der Brüderlichkeit gestohlen hat.“ Mit diesem Satz endet der Film: „Das ist meine Utopie“, erklärt der Filmemacher. „Ich denke, in Frankreich ist letztendlich passiert, was in Algerien hätte sein sollen.“

Doch seit dem Triumph von *Zidane*, *Thuram* und *Desailly* 1998 haben sich die Fronten zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen verhärtet. Es ist ein „Geschichtsstreit“ ausgebrochen, weil die verschiedenen Communities Respekt, Würde, Gleichheit fordern und die Geschichte ein Argument in ihrem Kampf geworden ist. Die einen möchten das Werk der Kolonialzeit würdigen, zählen Bauten, Straßen und Schulen; die andere Seite möchte die Anerkennung von Folter und Tyrannei.

Der 84-jährige *Henri Alleg* gibt in ganz Frankreich Konferenzen, auf denen er sein Leben erzählt, das er nun auch im Buch „Mémoire algérienne“ niedergeschrieben hat. *Henri Alleg* war (wie zum Beispiel der Universitätsprofessor *Maurice Audin*) einer der wenigen Franzosen, die auf der Seite der Algerier kämpften. Seine Eltern waren britische Juden, die in Paris lebten, wo *Alleg* zur Welt kam. 1939, mit 19 Jahren, nahm *Henri* ein Schiff nach Algerien. In der Schule hatte er gelernt, dass Algerien Frankreich sei. Er brauchte keinen Pass für die Reise. „Das galt aber nur für die Franzosen, nicht für die Algerier, von denen man sagte, sie seien Franzosen!“ empört sich *Henri Alleg* noch heute: „Die brauchten spezielle Papiere, um nach Frankreich zu gehen. In Algerien nannte man sie die Eingeborenen, aber sie hatten eine Staatsangehörigkeit: französischer Untertan.“ *Henri Alleg* wurde Mitglied der Kommunistischen Partei und Direktor der einzigen antikolonialistischen Zeitung, des „*Alger Republicain*“. Als die Zeitung verboten wurde, kämpfte *Alleg* im Untergrund für die Unabhängigkeit. Im Juni 1956 wurde er verhaftet und gefoltert. Seine Zeitung hatte bereits über Stromstöße

und Wasserfolter sowie Verbrennungen berichtet. „Wenn wir das schrieben, wurde die Zeitung beschlagnahmt“, so *Alleg*. Als er nun selbst in Haft war, sagten seine Folterknechte von der französischen Armee: „Du hast darüber geschrieben, jetzt wirst du es selbst erleben.“

Henri Alleg überlebte die Folter, kam in ein Lager und später ins Gefängnis in Algerien. Dort schrieb er seine Erlebnisse auf Papierstückchen nieder, schmuggelte sie an den Wärtern vorbei an seinen Anwalt, der den Bericht als Buch veröffentlichte. „*La question*“ (Die Frage) erschien 1958, mitten im Algerienkrieg. Das Buch sorgte für einen Skandal und wurde verboten. Nach der Unabhängigkeit Algeriens sollte der Krieg dann möglichst schnell verdrängt werden. Jahrzehntlang sprach man in Frankreich schamhaft von den „Ereignissen“, erst während der *Jospin*-Regierung wurde der offizielle Sprachgebrauch in „Algerienkrieg“ umgeändert. Während in Algerien die Märtyrer glorifiziert wurden, hat Frankreich offiziell nie die geringste Schuld eingestanden. Auch in der Schule wurde das Thema bisher unzulänglich behandelt.

Komplexe Vergangenheitsbewältigung

Dieses Kapitel der französischen Geschichte wird vor allem in Büchern und in den Medien aufgearbeitet. Am 1. November 2004 gab es anlässlich des 50. Jahrestages des Kriegsausbruches keine Zeitung und kein französisches Magazin, das den Algerienkrieg nicht ausführlich behandelt hätte. Die Pariser Tageszeitung „*Le Monde*“ brachte eine 24-seitige Sondernummer heraus, „*Libération*“ berichtete täglich auf einer Doppelseite davon, was damals passierte.

Im diesem Herbst 2005 wird das Thema erstmals in Theater und Kino behandelt. In dem Film „*Caché*“ von *Michael Haneke* spielt *Daniel Auteuil* einen Journalisten, den die fran-

zösisch-algerische Vergangenheit einholt. Daniel Auteuil wurde übrigens in Algerien geboren, wie auch die Schauspieler Jean-Claude Brialy, Alain Chabat oder Jean-Pierre Bacri, und wie der ehemalige Mitterrand-Berater Jacques Attali oder Modezar Yves Saint-Laurent. Ein weiterer Film, „La trahison“ von Philippe Faucon, erzählt nach dem Roman von Claude Sales die Geschichte eines französischen Obersten, der inmitten der leidenden algerischen Bevölkerung die Moral seiner Truppen aufrechterhalten muss. Dokumentarfilme hatte es bereits in der Vergangenheit gegeben, aber nun gibt es auch Spielfilme.

„1962“ heißt das Theaterstück, das im September 2005 im Pariser Theater Montparnasse aufgeführt wurde: Auf einem Bahnsteig warten sieben Leute auf den „letzten französischen Zug“. Vier von ihnen wollen mit ihm nach Oran fahren, um von dort aus per Schiff nach Frankreich zu gelangen. Diese Pieds Noirs sind so unterschiedlich wie ihr Platz damals in der kolonialen Gesellschaft, vom Großgrundbesitzer bis zum Sympathisanten der FLN. Das Stück stammt von Mehdi Charef, der 1985 als erster „Beur“ (die Bezeichnung für maghrebinische Migrantenkinder der zweiten Generation) mit seinem Film „Tee im Harem des Archimedes“ internationalen Erfolg hatte. Unter den Zuschauern im Theater Montparnasse sind viele Pieds Noirs, die mit ihren Kindern oder Ehepartnern gekommen sind, die nicht in Algerien geboren wurden. Manche gehen mit Tränen in den Augen aus dem Saal: „Das ist sehr bewegend“, schluchzt eine Frau angesichts der herzerreißenden Abschiedsszene zwischen einer Gutsbesitzerin und ihrem arabischen Arbeiter. Dennoch fühlt sich die Frau bemüßigt zu erklären: „Aber das waren die Kolonialherren! Wir vom Volk lebten zusammen.“

Algerisch-französischer Freundschaftsvertrag?

„Frankreich und Algerien haben eine zu lange Vergangenheit, um nicht eine gemeinsame Zukunft erfinden zu können“, kommentierte „Le Monde“ anlässlich des 50. Jahrestages des Kriegsausbruchs. „Es brauchte also ein halbes Jahrhundert, [...] bis Frankreich und Algerien einen Freundschaftsvertrag vorbereiten.“ Die meisten Franzosen und Algerier möchten ein neues Kapitel in den gemeinsamen Beziehungen aufschlagen. Doch die Menschen auf beiden Seiten des Mittelmeers, die unter der „Trennung“ leiden und sie überwinden möchten, sind eine schweigende Mehrheit. Auf politischer Ebene bleibt das gemeinsame Erbe brisant: Keiner weiß, wann dieser französisch-algerische Freundschaftsvertrag, der in diesem Jahr die Versöhnung besiegeln sollte, tatsächlich unterzeichnet werden wird. Für Diskussionen unter den beiden Partnern sorgt die französische Visapolitik, aber auch die Geschichte. Seit im Februar 2005 das Gesetz verabschiedet wurde, das die Berücksichtigung der positiven Aspekte der Kolonialzeit im Schulunterricht vorsieht, besteht Algerien um so mehr auf einer Anerkennung der Kolonialverbrechen. Das Gesetz ist Salz auf kaum verheilte Wunden: Antikolonialisten in Algerien und in Frankreich protestieren dagegen. (Bildungsminister *de Robien* hat übrigens entschieden, kein Schulbuch deshalb ändern zu lassen, so dass das Gesetz letztendlich vielleicht nur auf dem Papier bestehen könnte.) Manche Pieds Noirs laufen wiederum Sturm, weil sie keine Freundschaft wollen, solange ihre Opfer nicht anerkannt und ihnen keine Monumente gesetzt werden. Für weiteren Konflikt sorgen die Harkis, denn selbst deren Kinder werden von den Algeriern weiterhin als Vaterlandsverräter angesehen.

Sänger *Enrico Macias* sang Zeit seines Lebens für Frieden. Aus kriegerischen Diskussionen hielt er sich heraus. Auf Einladung von Präsident *Sadat* sang *Macias* 1978 in Ägypten

ten, und im Jahr 2000 hätte er gerne auf Einladung des algerischen Präsidenten *Bouteflika* in seinem Geburtsland gesungen. Doch die geplante Tournee wurde aus „technischen“ Gründen verschoben. Hintergrund dieser Entscheidung war eine Polemik in Algerien, wo Imams und islamische Parteien in *Macias'* Heimatstadt Constantine gegen sein Kommen protestierten, weil sie befürchteten, dass Präsident *Bouteflika* mit der Einladung an den jüdischen Sänger eine Normalisierungspolitik mit Israel vorbereite! „Zuerst war ich das Symbol der Wiederversöhnung aller Kinder Algeriens“, so der Sänger, der bedauert: „Wenn nicht *Pieds Noirs*, Juden, Berber, *Harkis* und alle Algerier dabei sind, ist das kein Frieden und keine Wiederversöhnung.“

Sobald es um Algerien geht, flammen nicht erloschene Leidenschaften auf. Im Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen gab es 1945 Gewinner und Verlierer, die schuldigen Nazis wurden vor Gericht gestellt, die Deutschen erkannten ihre Schuld an, zahlten Wiedergutmachungsleistungen. Zum deutsch-französischen Verhältnis meint der Historiker *Benjamin Stora*: „Man musste nur die alten Vorurteile in beiden Gesellschaften überwinden, die es natürlich gab, in Frankreich gegen die Deutschen und in Deutschland auch gegen die Franzosen.“ Dafür brauchte es nur den Mut von *de Gaulle* und *Adenauer*. Anders zwischen Frankreich und Algerien: „Da gibt es Gruppen, die nichts anerkennen wollen, keine Reue, keine Schuld, nichts! Die französische Armee erkennt keinen Fehler an. In Algerien heißt es, alle Algerier waren für die *FLN*. Das stimmt auch nicht. Es gibt welche, die auf Seiten Frankreichs waren, die *Harkis*, aber auch gewisse

Eliten.“ Die Rolle des Historikers ist nun mal nicht salomonisch. Das Hauptproblem besteht für *Benjamin Stora* in der Tatsache, dass der französische Staat keinerlei Schuld anerkannt hat. „Der Staat? Die Minister? Die Regierung? Die Botschafter? Die Armee? Nichts!“ An der Debatte um die Kolonialzeit und das Gesetz vom Februar habe noch kein französischer Politiker teilgenommen, kritisiert *Stora*: „Es gibt Petitionen, Veranstaltungen, Foren ... das ist sehr gut. Aber vom Staat kommt nichts! Wie lange wird der französische Staat nichts sagen? Etwas Gutes oder etwas Schlechtes, aber wenigstens irgendwas?“ Nicht ohne Humor erinnert er in diesem Zusammenhang an General *de Gaulle* und sein „*Je vous ai compris*“: „Ich habe euch verstanden. Das ist so geblieben. Wir sind immer noch nicht weitergekommen. Was verstanden? Mit welchem Ziel? Für welchen Weg? Ich habe euch verstanden.“

Die Vergangenheit wird jeweils unter verschiedenen – sozialen, ethnischen, religiösen, kolonialen – Gesichtspunkten beleuchtet, weil der Staat über zentrale historische Themen schweigt. „Man muss heute neu definieren, wie die französische Vergangenheit aussieht“, meint *Benjamin Stora*. Eine gemeinsame Vergangenheitsbewältigung ist nur möglich, wenn die französische Bevölkerung aus den ehemaligen Kolonien dabei berücksichtigt wird. Er empfiehlt Museen zur Geschichte der Einwanderung, Denkmäler zur Erinnerung an die Sklaverei. „Es eilt!“ warnt der Historiker: „Es entwickeln sich Ungeduld, Feindseligkeit, Communitydenken und Rassismus. Man muss schnell machen in diesen Fragen, sonst wird es gefährlich!“